



Christian David Breithaupt

Dem Protestantismus : Eine Rede bey der dritten Säkularfeyer der Reformation

Rostock: Schwerin: Stiller, 1817

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn798144440>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Dem Protestantismus.

Eine Rede

von

der dritten Säcularfeyer der
Reformation

von

Dr. Ch. D. Breithaupt.

Kostock und Schwerin,
in der Stillerschen Buchhandlung.

1817.



Diese Rede ist zum Beschluß der Schulfeyerlichkeiten bey dem
formations - Jubelfeste am 3ten Novbr. in der St. Johannis - S.
zu Rostock gehalten worden, und mehrere Zuhörer haben den
desselben gewünscht.



Er. Wohlgeborn

dem Herrn Vice = Consul

B r ö m s e

zu Rostock,

dem edlen Förderer des Edlen, dem großmüthigen
und liebevollen Menschenerfreuer,

zum Beweise dankbarer Verehrung und freudiger Anerkennniß
Seines hohen Menschenwerthes

g e w i d m e t

vom Verfasser.

1840

1840

1840

1840



Vielleicht befremdet es Niemand, daß ich noch aufträte zu dieser Feyer, wie an vielen Orten so Viele. Man darf, wo Andere zu müssen glauben, und die Vielheit derer, die jetzt ihr schuldigtes Opfer dem großen Tage reichen, überhebt aller Entschuldigung. Aber ich selber dünke mir fremd an dieser Stelle. Ich trete gleichsam aus mir selbst heraus, indem ich so aufträte, und glaube mich zu verleugnen in der Abneigung gegen alles, was Feyerlichkeit genannt wird.

Wo sich tausend Stimmen erheben, wo alles laut seyn will und wo man nur laut seyn will, da weicht gern in das Stille zurück, wer es scheut, das Große durch Geräusch in das Alltägliche herabzuziehen. Wo Alle sich das Wort gegeben haben, zu bewundern, zu lobjauchzen, wo man schon im voraus den Ton kennt, aus dem Jeglicher sprechen werde, da ist es wohl schwer schon, zu hören, schwerer noch, sich selbst unter die klingenden Organe einer officiellen Begeisterung mittönend einzumischen. Wo man sich anstrengt, enthusiastisch zu erscheinen, und sich in eine Ecstase hinausschraubt, die nicht mehr aus der Sache kommen kann, da macht der gesunde Verstand keinen Erwerb, da hält das nüchterne, gehaltsuchende Urtheil keine Erndten, und der Muth findet hier keinen Heerd, um seine Fackel anzuzünden.

Das Feyerliche in seiner Form ist außerhalb der Natur. Die Natur kennt es nicht, sie kennt nur die Feyer; und wenn die Philosophie nach ihrem Begriffe am besten aufgefaßt wird durch das Philosophische, so wird die Feyer am schlechtesten bezeichnet durch das Feyerliche. Jene waltet in der stillen Tiefe des bewegten Herzens; dieses spielt auf der Oberfläche, und pflanze auf die Spitze der Lippen, was nur Werth hat, wenn es im Heiligthume der Seele wohnt. Es ist ein Schaugepränge leerer Förmlichkeiten und steifer vorgemessener Gebehrungen. Es ist die Etikette des Geistes, die Prunkbekleidung des Herzens,

des Herzens, das sich in diesem Kleide am wenigsten wiedererkennt. Daher haben Feyerlichkeiten immer ein falsches Bild der Person oder Sache gegeben, denen sie galten, und wenig bezeugt von dem, was sie bezeugen sollten. Und ist nicht die gefeyerte Sache oder Person vielfältig nur der Name, den man erborgt, wo man Lust hat, sich selbst und seinen Launen und Neigungen ein Fest zu geben?

Der Sitz der Feyer ist das Herz, und das Neue sein Gebiet. Sie wohnt in der Natur um uns her, weil sie das Vorrecht hat, immer neu zu seyn. In menschlichen Dingen ist die Feyer nur das erste Werden, der Zeitpunkt des ersten Entstehens. Jedem, der in eine neue Lebensperiode hinübergeht, feyert die Natur selbst ein Fest. Das Aufgehn einer neuen Bahn des Schicksals, der Eintritt in neue Umgebungen, wo eine Fülle neuer Gestalten dem Gemüthe zuströmt, ist dem Menschen ein Fest. Aber das Herz hat nur einen Moment, wo es spricht. Ist dieser vorbey, hat das Gefühl sich gelöst, wohin es seiner Natur nach sich lösen muß, in Begriffe, hat einmal das Herz seine Rechte an den Verstand abgegeben: so hat es sich dieser Rechte auf immer begeben, und es fodert umsonst zurück, was es nun aus sich verloren hat. Die Empfindungen, welche die Kunst des Dichters im Busen der Hörenden aufruft, bewegen nicht mehr seine eigene Brust. Es ist die Kunst, und nicht die Natur mehr. Oder kann auch, was einmal geboren und groß gezogen ist, wieder in Mutterleib gehen, und von neuem geboren werden?

Und nun, welche Feyer könnten wir dem Gedächtnisse Luthers geben? So müssen wir heut noch fragen, und nicht bloß: was aus den Tagen des festlichen Hochgefühls in die gemeinen Tage hinübergehen werde?

Die Geschichte Luthers hat Einen Moment, der im hohen Grade feyerlich ist. Es ist der, wo er selbst nicht mehr war. Luthers Tod gab eine Feyer, die sein Leben nicht bieten konnte. Hier im Leben hatte sich alles allmählich herbeygeführt, und langsam fortbewegt. Der Bau hatte sich gebildet vor den Augen Aller, und das Große, das von Ihm ausging, trug zwar oft den Charakter des Imponirenden, aber nie des Feyerlichen. Auch war es nur der größere Umfang, was damals sein Werk von jedem frühern unterschied. So wie er vor Kaiser und Reich stand, um von der höchsten Menschengewalt Tod oder Leben zu empfangen, so hatten schon Mehrere gestanden. Begonnen was er, hatten Viele, aber geendigt wie er, hatte noch Keiner vor ihm. Und die Kunde, er selbst habe geendet, ergreif alle Ge-

müther mit einer Gewalt, die noch neu war. Eine Flamme loderte in Allen empor, und brach in laute Bewegungen aus. Der Leichenzug von Eisleben nach Wittenberg war kein Leichenzug, er war ein Triumphzug, der herrlichste, der je gefeyert worden. Er hatte gestanden, und nun wußte man, er könne nicht sinken. Wenn der Held des Sittlichen sinkt durch Außengewalt, — und sank' er auch in die Arme des Sieges, immer schlägt doch sein Fall einen Theil seines Werks mit sich nieder. Luther, der immer dem Tode Geweihte, war hingenommen durch die freundliche Hand der Natur, und die Wange der Tausenden, die um ihn klagten, war nicht von Schrecken gezeichnet, nur mit der gehaltenen lobpreisenden Thräne der Nührung benetzt. Er hatte sein Werk und sich behauptet, und das sanfte Todtenbett würde ihm das wahre Bett der Ehren. Allein dieser große Moment ist vorüber, er hat sich selbst erschöpft. Die Stimmen schmerzlicher Freude sind verschollen, wir können sie nicht zurückrufen. Die lauten Thränen, die ihm flossen, sind verstiegt, wir können ihren Quell nicht wieder aufgraben. Die Glocken sind verhallt, die von Ort zu Ort sich entgegenrüßten, wir können ihren Laut nicht vor unser Ohr bringen; auch wenn wir alle Glocken ertönen ließen vom Belt bis zu den Lagunen, sie sprechen uns nicht mehr jene erste Sprache. Sein Werk steht nicht mehr außer uns da zur Beschauung und Bewunderung. Wir selbst, wie wir sind, wie wir von Kindheit an unterrichtet worden, sind sein Werk, und wissen es nicht mehr.

Indessen diese Betrachtungen könnten uns stören? Sie könnten uns lau machen oder verlegen über diese Feyer? Wer hätte heut wohl ein Ohr dafür? — Luthers Feyer trägt einen Charakter, der einzig ist; und es ist sonderbar, daß wir, mit gleichem Zuge ihm zugewandt, hier vielleicht zum ersten Mal inne geworden, daß das Gemeine doch irgendwo auch das Ungemeine, daß das Leere doch irgend einmal das Reichste und Lebenvollste seyn kann, daß auch in die abgebrauchtesten Formen sich irgend einmal wieder ein Geist gießen kann, der lang, lang aus ihnen gewichen scheint. Und was ist dieses? Nicht, daß hier die Feyerlichkeit auch Feyer hat, der Körper auch seine Seele; nicht, daß das Alte hier alt genug ist, um wieder neu zu werden. Aber Luther wird immer neu seyn. Die Zeit kann ihn nicht alt machen. Er wird, je länger desto mehr, neu vor uns treten in einer Gestalt, die sich zunehmend erhöht, verherrsicht. Wer ist Luther? Darf wohl je eine Zeit behaupten, daß sie ihn kannte? Er ist uns heut schon nicht mehr, was in ihm

das vorige Jahrhundert sah; und noch hundert Jahre zurück, wie viel anders sah man ihn da! Und jedes kommende Jahrhundert wird ihn neu aufstellen, es wird aus dem Bekannten einen noch Unbekannten hervorgehen lassen, und wir ahnen jetzt nur in dunkler Ferne, was er den Spätern seyn werde. So wird auch jedes kommende Jahrhundert ihn mit einer neuen Feyer begrüßen. Er wird nicht derselbe bleiben, und doch immer derselbe. Denn was auch die Zeit aus ihm noch erziehen möge, alles liegt in ihm. Er ist der Keim, aus dem sich eine Unendlichkeit von Gestalten hervorbilden wird. Ich habe gesagt, die Natur bleibt immer neu, dies ist ihr Vorrecht; und die stets neue Sprache, die sie zu uns in den bekannten Worten spricht, der immer veränderte Gefühlston, womit wir ihre bekannten Erscheinungen empfangen, bezeugt es. Aber ist diese stets neue Natur bloß die, welche in Auen, Bergen und Meeren vor uns liegt, ist es nur die Natur außer uns, nur die physische? Ist es nicht auch und mehr noch die geistige Natur in uns selbst? Der Geist — und Luther ist ja schon uns nicht der Name eines Individuums mehr; er hat sich gelöst in einen Begriff, er hat sich zu einer Idee vergeistigt — der Geist in seinen Tiefen unergründlich, unendlich in seinen Schöpfungen, der Geist ist das ewig Neue. Und an seinen Boden zurückgegeben, ins Freie hinausgestellt, an Lust und Sonne gebracht, wird er aus sich eine Mannichfaltigkeit von Kräften entwickeln, eine Fülle von Früchten erzeugen, die wir jetzt in der noch gehemmten Luft unsrer Zeit nur erst ahnen, kaum noch erahnen können. Was ist es, was sich selbst erschöpft, was sich selbst abnuzend veraltet? Es ist die Materie, die groben Stoffe, die nichts an sich tragen vom Geist. Jedweder Gewinn, je mehr er in dem Handgreiflichen besteht, desto früher zerstört er sich selbst durch Gewohnheit und Gleichgültigkeit. Je materialer das Interesse ist, das wir an dem Geschehenden nehmen, je mehr es an den bloßen Facten hängt, desto schneller geht es vorüber, und sein Leben überdauert nur um ein Weniges den Moment des Erfahrens. Wo sind die Schlachtensiege, die wir lang und wiederholt feyern könnten? Die Thaten des Helden, der die Welt aus ihren Angeln riß, wie bald werden sie ihm mit Kälte zurückgegeben! Darum erlischt bald mancher hochgefeyerte Name, der für das Gedächtniß aller Zeiten ausgesprochen schien. Luther bleibt der Mann aller Zeiten und aller Klassen der Menschen. An seinen Namen schließt sich alles an, was den Menschen an sich selbst zurückgab. Er wird in dem Herrlichsten des Menschen fortle-

ben als sein Lebensprincip, und immer neu hervorleben aus dem sich erneuenden Menschen. Wie wir jetzt mit seinem Namen des Geistes Wiedergeburt aussprechen, so wird auch der erzogene, erstarkte Menscheng Geist noch diesen Namen tragen.

Es war nur Eine Frage, die der Tag Luthers an uns richtete und Jedem ausdrang: Wie, wodurch können wir Luthern feyern? was kann die Erinnerung an Luther thun zum Beweise, daß sie ihn ehrt und geehrt wünscht?

Einig in dieser Frage, ist man doch sehr uneinig in ihrer Lösung gewesen. Viele kehren zur Geschichte zurück, sie achten es für ihr Geschäft, uns Luthers Thaten und Schicksale vorzuführen, und das ganze Schauspiel seines Lebens und Wirkens durch alle seine Acte noch Einmal vor das Auge zu bringen. Viele werden dies als das Gemeine, Gehaltlose verachten, und ihre Verachtung wird sich vielleicht rechtfertigen durch eine große Zahl großer und kleiner Chroniken-Blätter in Prosa und Versen, Blätter, wie sie abgelebt und leichtverweht der Spätherbst vom bleichen Haupte fallen läßt. Indessen nehme ich keinen Anstand, diese Geschichtsdarstellung für das Beste und Verdienstvollste zu achten, was wir dem Gedächtnisse Luthers darbringen könnten, sofern sie nur auch in den Gang der Zeiten und des Menschengestes hineinführt. Aber ich fürchte zugleich, daß dieses unter allem das Schwerste sey, und daß hierzu schon die Zeit zu fern von uns abliege.

Welch einer Fülle von Materialien, Welch einer Kenntniß der kleinsten Umstände, über die so leicht die Mitzeit hinwegsieht, und ihres oft so schwer bemerkbaren Ineinandergreifens, bedürfte es, um hier auch nur die Möglichkeit einer Geschichte zu bedingen, die wahrhaft Geschichte wäre, d. i. ein concentrirtes Gemälde des Lebens; ein Gemälde, das zwar das Leben unverstellt wiedergiebt, aber doch nicht das Leben bloß wiederholt wie der Spiegel, sondern zugleich in das innere Getriebe, in den Organismus des Ganzen hineinschauen läßt, der sich in der Wirklichkeit selbst, theils wegen des beschränkten Gesichtskreises, theils wegen der langsamen Entfaltung der Begebenheiten, theils durch die Vermengung der integrierenden, organischen Theile mit den unorganischen, dem zuschauenden Auge entzieht. Nur dieser Charakter der Geschichte ist es, wodurch sie das erhöhte, vergeistigte Nachleben der Wirklichkeit wird. Es ist wahr, das Poetische ist nur der Stoff der Geschichte, nicht die Geschichte. Diese kann nur seyn in der Formung desselben. Es ist wahr, es ist Eine und dieselbe Norm, nach der die Natur arbeitet in

dem Menschen und außer ihm; nur Ein durch das All belebend ergossenes Princip, das die Weltbegebenheiten eben so gut, wie die tausendfachen Gestalten des Frühlings hervortreibt, das den Gang der menschlichen Neigungen wie den Lauf des Uranus bewegt und im Sturme der Zeiten nicht anders denn in den Stürmen des Meeres waltet. So sind wir wenigstens genöthigt zu denken, nach dem Gesetze der Einheit, das des Menschen Gesetz ist. Es ist endlich auch für die Geschichte wahr, nur was des Geistes ist, bleibt als reiner Gewinn übrig von dem, was sich in der Materie bewegt. Die Idee ist das eigentliche Leben, das nie eclischt. Das Material ist das Vergängliche, der Geist das Ewige. Der Körper muß schwinden, der Geist muß bleiben. Eine Lebensregung durch das Ganze ergossen, muß wie in jeglichem einzelnen Organismus aus den groben Massen den Lebenssaft ausziehen, und die gebrauchten Stoffe der Verwesung hingeben. Selbst das Individuum muß aufhören, es muß hinübergehen in eine Idee; so wie schon im Wirklichen die webenden Geister hinüberfließen in das Weben des Geistes. — Und doch ist es nicht minder wahr, das Factische ist das Erste und Einzige in der Geschichte. Man sage nicht: Warum immer wieder hervorziehen, was die Zeit ausgeschieden hat? warum beleben wollen, was aus der Zeit weggestorben ist? warum wieder auflernen, was die Zeit vergessen hat? Soll man das Leben wie die zerrissenen Glieder eines Absyrtus stückenweise zusammenlesen? — Der unsichtbar schaffenden Hand können wir nur nachforschen in ihren sichtbaren Werken. Das Gesetz, das in den Erscheinungen waltet, kann auch nur in den Erscheinungen zur Anschauung kommen. Nur im Körper wohnt der Geist; und diesen Körper giebt die Geschichte wieder in der verklärten Gestalt, in der sichtbaren Lebensregung. Eben darum kann sich die Geschichte nur in Facten bewegen. Sie darf nicht über die Geschichte hinausgehen. In sich selbst muß sie zurücklaufen und Maß und Zweck und Ziel in sich selber haben. Oder wenn das Factische mangelhaft ist, kann auch die Kunst den Körper ergänzen wie den Torso eines Hercules? Raisonnement ist kein Ersatz dafür. Es macht die Geschichte zu einem Gemälde, wo die Figuren aus ihrem Munde sprechen, was man gut findet, sie sprechen zu lassen.

Möge dies nicht für unzeitig gelten in einer Zeit, wo man selbst die Geschichte aus Begriffen gebaut hat, und wo auch Luther mit einer a priorischen Geschichte, mit einem Leben, das er nicht gelebt hat, bedroht wird. Doch auch bey der vollständig-

sten Kenntniß und treuesten Darstellung dieser Geschichte würde die Würdigung Luthers und seines Verdienstes eine schwere Aufgabe bleiben; schwer, weil es überall schwer ist, einen Menschen zu würdigen, weil es schwer ist, zu unterscheiden, was am Menschen der Mensch selbst ist, was die Natur und der Zufall. Die Natur, indem sie gerade diese Kräfte und Triebe in ihn legte; der Zufall, indem er als Lebenserzieher die Anlässe bot, jene Naturanlagen zu einem Menschen-Charakter, zu einem bestimmten Seyn auszubilden. Denn was beyde für oder wider den Menschen gethan haben, das hat eben darum nicht der Mensch selbst gethan; und dieses müßte bey seinem Verdienste und seiner Schuld in Abrechnung kommen. Indessen ist der gemeine Verstand durchgedrungen mit dem Ausspruche, eins wie das andre dem Menschen selbst bezymessen. Und der reflectirende Verstand kann nicht viel dagegen haben, indem auch in der philosophischen Menschenbeschauung der Mensch nur eine Naturerscheinung wie jede andere ist, die aber auch wie jede andere von sehr ungleichem Werthe seyn kann. Diesem hat auch die Sprache sich anbequemt und gewöhnt, Verdienste zu nennen, was sie nur als den Werth gedacht wissen will; und sie hat sehr Recht, von dem Verdienste einer Sache so gut wie von dem eines Menschen zu sprechen. Aber der Zufall hat noch ein anderes Geschäft, die Gelegenheit zur Handlung zu bieten, und sie weiter zu führen. Dadurch wird die Handlung zur Sache, und tritt außerhalb des Menschen hinaus. Und der gemeine Verstand hat dann sehr Unrecht, die Handlung mit der Person zu verwechseln. Insonderheit bey der Würdigung Luthers dünkt es mir wichtig zu seyn, daß seine Handlung von ihm selbst unterschieden, und die Fragen: was ist durch ihn geschehen? und: was war er selbst? nicht vermischt werden.

Ich könnte nichts dagegen haben, daß Luther nur durch die Reformation seinen Namen erlangt hat. Denn um Namen zu bekommen muß man nicht bloß viel seyn, man muß auch viel thun. Aber wenn er selbst nur um dieser That willen bewundert und gefeyert werden sollte, so hätte ich viel Lust, den Werth seiner Person weit höher zu stellen, als den seiner That. Und wenn gewöhnlich die Werke der Menschen größer sind, als sie selbst, so möchte ich von Luther sagen, er sey größer, als sein Werk.

Jedoch auch bey diesem letzten muß man zwischen dem Werke Luthers und der Reformation an sich unterscheiden. Sie ist sein Werk, sofern sie gerade eine solche so gestaltete Refor-

mation ist. Sie ist kein Werk insofern, als sie jetzt schon geschah, wo man sie nicht erwartete. Denn daß sie lang vorbereitet, lang ersehnt war, und begierig ergriffen wurde, daß viele thätige Mitkämpfer ihm an die Seite traten, daß die Zeiten reif waren, dies kann ihn um das Seine nicht bringen. Man kennt es, wie lang ein großes Übel nicht gefühlt, wie lange es nur gefühlt und beseuzt wird. Aber es zieht sich wohl durch Jahrhunderte fort, wenn nicht Ein Starcker an die Spitze der Klagenden tritt, und mit muthgerüsteter Hand den Kampswilligen das Panier erhebt. Sie ist kein Werk auch darum, weil das bereits Begonnene, ohne von ihm in seinem Fortgange mächtig getragen zu werden, leicht wieder in sich zusammenstürzen konnte. Sie ist nicht sein Werk, wenn dieses sagen soll, es würde ohne ihn niemals eine Reformation, dieser ähnlich, gegeben haben. Und wenn man sich gefällt, wie man sich insonderheit vormals darin gefiel, die Finsterniß und den schändlichen Sklavendruck der früheren Zeiten zu schildern, und das herrliche Licht, in welchem die spätern Jahrhunderte wandelten, samt den tausend erquickenden Früchten der Geistesfreiheit gegenüber zu stellen, so gehört dies wenigstens nicht hieher. Es ist — die Wahrheit des Gemäldes vorausgesetzt — die Lobpreisung der Reformation, nicht aber des Werks Luthers. Man folgere nicht: Ohne Luther wäre es auch jetzt noch, wie es ehemals war. Nein! die Sache wäre von selbst hervorgetreten. Von selbst, nicht in dem Sinne, in welchem man auch wohl von der That Luthers sagen dürfte: sie sey von selbst entstanden, unentworfen wie sie war, habe sie den Plan zu ihr erst aus ihrer Entwicklung genommen; sondern wie er selber sagt, das Reich Gottes komme von selbst, und wie man überhaupt von irgend Etwas in menschlichen Dingen sagt, daß es von selbst geschehe, nämlich nicht mit Ausschluß des Menschen und im Gegensatz des menschlichen Wirkens, sondern nur im Gegensatz einer sichtbaren Erscheinung. Durch tausend Menschen wäre sie geschehen, ohne daß man nachweisen könnte, wer diese seyen, und was das Einzelne sey, das durch Jeden geschehen. Die Thathandlungen, welche in das endliche Resultat einer Kirchen-Reformation ausgeschlagen wären, verlören sich in die tausendfachen, unendlich mannichfaltigen, nicht zu berechnenden, Annäherungen, Berührungen, Reibungen, die das Menschenleben in seinen geselligen Verknüpfungen und Geschäftsverzweigungen hervorbringt, in das oft unmerkliche absichtlose Überfließen des Seyns und Urtheilens, des Geschmacks und der Denkart des Einen auf Jeden,

der in seine Atmosphäre tritt — kurz in die stille, aber unwiderrstehliche Gewalt der Zeit. Es soll gar nicht der Frage gelten: was wäre die Reformation geworden ohne Luther? was überhaupt ohne einen Einzelnen an ihrer Spitze? welche Richtung und Gestalt würde sie, sich selbst überlassen, genommen haben? — Aber die Reformation wäre gekommen ohne einen Reformator, wie die französische Revolution kam ohne einen Revolutionair; denn die Erndte war reif, der Schnitter Viele. Die Hierarchie wäre auseinander gefallen, wie auch der deutsche Reichskörper sich gelöst hätte, ohne einen zerstörend eingreifenden Arm. Es wäre anders geworden, und wir anders, ohne zu wissen, wenn und wie und durch wen. Ich sage nicht: wäre Luther nicht erschienen, es wären hundert Luther aufgestanden. Eher könnte ich sagen: dieser Eine Luther hätte sich in tausend Individuen vertheilt, und jedes hätte seines Theils mit ungesehener Hand den Bau gefördert. In tausend Bächen hätte das Wahre und Gute sich hergeführt, in tausend Strahlen wäre das Licht ausgeflossen, das einmal im Innern erwacht war, in Millionen Thautropfen hätte sich uns das Bild der einmal aufgegangenen Sonne entgegengespiegelt. Es wäre dann nicht der mächtige Strom, der brausend aus verschlossenen Bergklüften hervorstürzt: es wäre der stille Fluß, gesammelt aus hundert Bächen, die ihre Quellen verbergen in das Unbeachtete und Unbemerkliche des Lebens. Menschen, die sich nie gekannt, hätten sich ungesehen aus weiter Ferne die Geisterhand entgegengeböten, so wie sich früher schon Willeh und Huß, ohne es zu wissen, ohne von sich wissen zu wollen, auf gleichem Wege begegneten.

Die Zeiten sind zwar selbst nur die Menschen, die nämlich, welche man nicht in Individuen scheiden kann. Aber den einzelnen Menschen schafft die Zeit mehr, als daß sie von ihm geschaffen würde. Große Zeiten bringen große Menschen hervor, sturmvolle oder ruhige Zeiten gebähren stille oder unruhige Menschen. Die Zeit, welche Muth erheischt, oder dem Muthen einen Raum öffnet, schließt eben damit den Muth auf, und haucht wie ein Lebensathem die Kraft empor, die in Jeglichem schläft, oder versenkt sie in Schlummer, weil für sie kein Spielraum vorhanden ist. Napoleon konnte so gut ein Joseph, wie Joseph ein Napoleon werden. Luthers Kraft, oder was in ihm das Herrliche, das Eminente, das Schöpferische ist, rusten die Zeiten an, sie kamen ihm willfährig entgegen. Er durfte zuerst, was Andere nicht durften, die Zeit erlaubte es. Schon früher waren Kühne, lebensschwangre Worte gefallen, aber sie haben kein Le-

ben geboren. Sie haben keinen Boden gefunden, um in That zu keimen. Sie sind verhallt in der Wüste, weil noch kein Anklang, kein Wiederhall für sie da war, oder weil es für sie an Mitteln gebrach, um weit genug auszugehen. Es hat einen Kraftaufwand, es hat in einzelnen Menschen eine Thätigkeit, eine Energie des Herzens und Willens gegeben, über die man erstaunt, wenn man in ihre Nähe tritt. Aber ihr Werk ist in sich selbst versunken. Ihre Arbeit ist nicht eingegangen in den Bau des Ganzen. Daß sie die Menschheit geehrt in sich selbst, daß sie durch ihre Bestrebungen den Zoll an ihr Geschlecht abgeleistet, daran denkt man nicht, weil man nichts von ihnen sieht. Ihre Schöpfung ist keine wahrnehmbare, und tritt nicht in die Welt der Erscheinungen. Die Geschichte weiß von ihnen nur wenig. Da ist kein Monument von ihnen und für sie auf dem Boden der Erde, weil ihr Fuß nicht wandelte auf diesem Boden. Ihr Wirken ist des unsichtbaren Pflanzers, der nur auf den Geist säet. Ihre That ist unmittelbar in den Geist der Welt hinübergelassen. Nur das ist es, wenn man sagt, sie seyen für ihre Zeit zu früh dagewesen. Ohne diesen Glauben, wie könnten wir an eine sittliche Ordnung der Dinge, an Menschen und Tugend glauben?

Andern bot sich der Zufall dienstbar entgegen. Dienstbar und fördernd nicht immer durch Begünstigung, mehr noch durch Widerstreben, durch vielseitiges Zurückstoßen. Der Athem der Zeit hauchte ihnen halb in die Segel, während jene Wind und Strömung gegen sich hatten. Dieses Entgegenstreben reizte ihren Muth auf. Sie hatten Kraft genug, um in den Kampf zu treten, und der Kampf erhöhte ihre Kraft. Ihre Ansichten erweiterten sich, ein Gedanke ward der Keim eines größern, eine kühne That rechtfertigte sich ihnen durch eine kühnere, sie wurden unwillkürlich weiter und weiter geführt, und sie sind durch die Zeit auf eine Höhe hinangeschoben, die sie ohne diese Zeit nicht erstiegen hätten. Und doch, wer darf sagen, es sey nur die Höhe des Postaments, auf dem sie stehen; sie seyen nur die Werkzeuge, während jene die Selbstschaffer gewesen? Besser freylich, größer sind sie nicht, nur glücklicher, weil man doch das sichtbare Gelingen das Glückselbseynd nennt.

Ein Begünstigter von dieser Art war auch Luther. Die Zeit ließ widerstrebend doch sein Werk gelingen. Der Zustand des deutschen Reichs, am meisten ehe es sich noch aus der Gährung wild verworrener Massen zu einer Art ruhig-gesetzlicher Verfassung gestaltete, ist der Reformation und dem, was aus ihrem Wesen allmählich hervorging, dem allgemeinen Protestantis-

mus, günstig aber auch sehr ungünstig gewesen. Er hat diesem Beginnen große Erschwerungen, aber doch auch seine eigne Vorhülfe gegeben.

Deutschland mit dem tief in das Gemüth seiner Völker eingewebten Freyheitsinne, Deutschland das Hergschild Europa's gegen Römer, Hunnen und Araber, dieses Muth- und Kraft-erfüllte Deutschland — gerade durch seine Kraft hat es sich geschwächt. Seine Stärke ist seine Ohnmacht geworden. Durch seinen unruhigen Drang nach Unabhängigkeit und durch die Formen, die es sich aus diesem ängstlichen Wachen über seine Freyheit gegeben, hat es seine Freyheit verloren, und sich schwachen Völkern und dem Feinde des sittlichen Guten zum Raube hingegeben. Es hat den Tyrannensfuß der Römer mehr als ein andres Volk von seinem Nacken abgewehrt, und mehr als ein andres Volk sich in seinem Glauben und in seinen Gesetzen wieder unter Rom gebeugt. Es hat die heiligen, unüberäußerlichen Rechte der Menschen-Natur verkauft, um Rechte, die die Schmach der vernünftigen Natur sind, dafür einzutauschen. Um auf der Erde fest aufzufußen, hat es sich den Himmel des freyen Geistes entführen lassen. Ja, es hat sich an irdischen Gütern arm gegeben, um den Himmel, den es gewinnen wollte, zu verlieren. Stark in sich selbst, wie kaum ein andres Land, aber durch Zwietracht aus entgegenlaufenden Interessen sich jedem Schwächsten in die Hände spielend, aus Vergrößerungsfucht der Einzelnen in seinem Ganzen verkleinert, für Andere erwerbend, für sich verlierend, für Staatenfreyheit ringend, und in die Dienstbarkeit der Kirche versunken, gab es bald das Bild der sich selbst verkennenden Kraft, des schlafenden Löwen, der im Schlafe gebunden, nur vom schmerzlichen Drucke seiner Bande erwacht, um zu dem bitterern Schmerze im Anschau seiner Fesseln und im Gefühle seiner schmachvollen Gebundenheit zu erwachen; bald gab es ein Bild, das die physische Natur nicht kennt, das nur die ausschweifende sittliche Natur aufstellt in dem sich zerfleischenden Selbstpeiniger.

Das Freyheitsringen des Deutschen trägt einen eignen Charakter. Es war nie die bürgerliche Freyheit, für die er strebte, ob es gleich eine in seiner Seele schlummernde Ahnung von einer solchen Göttergestalt seyn mochte, die sich einen Götzen dafür aufdringen ließ. Was wir sehen, ist nur der Kampf des Aristokratismus gegen den Monarchismus, oder vielmehr des Monarchismus gegen sich selbst, des particulären gegen den univervellen. Deutschland hat nie einen allgemeinen Herrn in seiner Mitte sehen wollen, Um sich gegen den Herrscherstab Ei-

nes Souverains zu behaupten, hat es sich nicht bloß an Hundert Souveraine verkauft, es hat sich auch der Hierarchie zur Beute geboten. Es hat sich mit Leib und Seele in ihre Poppenarme verstrickt, um nicht unter eine sehr liberale Gewalt zu treten. Ankämpfend gegen seinen Kaiser, hinter dem es immer den König sah, hat es sich unter einen fremdländischen Bischof gebeugt, und man könnte sagen, daß ihm eine so lange Reihe vortrefflicher Kaiser nur zum Hohn seiner Verblendung gegeben worden. Jede Parthey hat wechselsweise dem Pabste gehuldigt, wie selbstlüchtige Plane es anriethen. Alle Partheyen haßten ihn mit gleichem Hasse, alle Partheyen suchten ihn, gebrauchten ihn zum Werkzeuge ihrer Entwürfe, und alle wurden von ihm als die Werkzeuge seiner Entwürfe gemißbraucht. Die verschleierete sich selbst verwickelnde Politik hatte verlorenes Spiel gegen die offenliegende Consequenz. Frankreich hat sich seinen Königen hingegeben, und vereinigt oft dem Pabste widerstrebt. Deutschland hat durch seine Königsscheue den Pabst genährt, ihn an seinen Brüsten gesäugt, mit seinem Geld und Blut ihn groß gezogen. Deutschland war schuldig, ihn wieder herabzuziehen; und wenn es den ersten Machtgriff gethan hat, das eiserne Joch zu zertrümmern, das auf dem Nacken der Völker lag, so hat es nur eine alte Schuld abgeleistet, und die Vergehungen der frühern Zeiten vergütet.

Doch es möchte genügen, daß die Schmach doch endlich getilgt ward; ja, es könnte hoch erfreuen, das Schönste, was die Erde trägt, den Baum des Vernunftparadieses, einem Boden entsprießen zu sehen, der so willig das Unkraut der Hölle empfangen hatte. Aber auch hier wieder das vorige Spiel, die alte Sünde. Deutschland hat die Früchte gezogen, und selbst sie nur wenig gekostet. Es hat mit Wärme errungen, und das Errungene mit Kaltsinn verschmäht. Dänemark, Schweden haben bald jede Stelle ihres weiten Areals dem Protestantismus geöffnet; Deutschland hat ihm kaum seine Hälfte eingeräumt, um so von neuem sich zum Schauplatz des Religionshasses, der Kriege und Erniedrigungen durch Fremde herabzuwürdigen. Sogar hat der Süden von Deutschland diese Frucht — die eigentliche Südfrucht einer bessern Sonne — seinem Norden wieder zurückgegeben. Und die Hochschule, die die ersten Pflanzergozog, lebt nur noch das Schattenleben eines bald verstummenden Namens. So hat auch hier der Deutsche viel gearbeitet für Andere, für sich wenig. Allen Andern hat er geliebt, sich selbst ist er schuldig geblieben. Er hat alles gethan, um
Deutschn

Deutschland nur finden zu lassen außer Deutschland. Auch dies, was die kaum gewonnene kirchliche Freyheit wieder gebunden, wieder hingegeben hat, auch dieses ist der starre Troß des Aristokratensinns, es ist die Zwietracht und Selbstzerrüttung aus der Vielstaatigkeit in Einem Staate. Und gleichwie durch alle die blutigen Reibungen, die steten Bewegungen offener und verdeckter Waffen, welche die frühere Geschichte von Deutschland erfüllen, keine bürgerliche Freyheit, selbst nicht die politische, gewonnen ward, so wird auch die spätere Geschichte die alte Regel bewähren, daß der geistliche Arm früher gebrochen wird, als der weltliche. Der geistliche ist nur geschwächt; und der weltliche, starrer sich ausstreckend und lastender selbst in dem neuen Kraftzuwachs durch die hierarchische Gewalt, die in die Staatingewalt herübergelassen, — er wird nur dann erst geschwächt werden, wenn jener gebrochen ist. Die verdorbene Kirche hatte den Staat usurpirt, damit die verbesserte Kirche vom Staate bevormundet würde.

Indessen, wenn diese Staatenvielheit die allgemeine Verbreitung des Protestantismus gehemmt hat, so bedurfte es doch gerade einer solchen Verfassung, um im Einzelnen ihn anzupflanzen, und seinen ersten Keimen eine pflegende Stätte zu bieten. Unter so vielen Staaten und Fürsten mußten immer einige seyn, die entweder aus innerer Empfänglichkeit das Gute bey sich aufnahmen, oder in der Aussicht auf steigendes Ansehen, der bedrohten Sache und Person die schützende Hand liehen. — Ohne die stete Eifersucht, ohne die stets wache Aufmerksamkeit auf jegliches Mittel, welches Machterweiterung und Überlegenheit verhieß, würde man nach dem Vortheile, die Habe der Kirche in die Habe des Staats zu verwandeln, weniger begierig gegriffen, und dem, was mit diesem Rechte in Verbindung stand, weniger willig den Eingang gestattet haben. — Selbst dies gehört zu den Begünstigungen, daß der Charakter jener Kämpfe zwischen den Gliedern des Reichs und ihrem gefürchteten Haupte eine größere Gleichgültigkeit unterhielt gegen kirchliche und Religions-Streitigkeiten. Man stellte sie fern von sich. Man ließ die Theologen walten. Man trat ihnen willig das Recht ab, über Sachen des Glaubens zu entscheiden. Gern und leicht ruhte das Gewissen, das in dem Getümmel wohl besleckt wurde, aber sich nicht zur Besonnenheit ernüchtern konnte — leicht ruhte es in dem Ausspruche dessen, an den man foderte, daß er von Amtswegen wisse, was den Himmel verschließe und ihn offen erhalte. Wenn einerseits hierdurch oft die Sprüche der Gesamtheit eine

zu durchgreifende Kraft empfangen, so konnte doch auch hie und da die Stimme des Einzelnen sich freyer erheben und sich leichter Gehör verschaffen.

Treten wir näher zu den Zeiten der Reformations-Entwickelung, so war, die Macht der Fürsten gewachsen, ihre Gewalt hatte aus der frühern Regellosigkeit und Ungemessenheit eine mehr gesetzliche Gestalt angenommen, ohne jedoch schon zu sehr gesetzlich gebunden zu seyn. Überhaupt mehr Ordnung und Rechtlichkeit war in die Zeiten eingegangen. Verträge und Zusagen banden fester, und waren nicht mehr in dem Maaße wie vordem das Spiel einzelner immer wechselnder Einflüsse und Vor Spiegelungen. Ich überlasse es der Geschichte, nachzuweisen, wie sehr Männer von Ansehen und Gewicht, wie die Churfürsten von Sachsen und andre Reichsfürsten, wie sehr ein Mann wie Karl d. Fünfte von ächt ritterlicher Bildung und richtigem Sinn und Geschmack, zwar von ganz anderer Richtung, als für die Sache der Kirche und der Religion, aber scharfsichtig genug für die Vortheile, welche das Losreißen vom Pabst auch der Kaiserwürde versprach, — wie sehr der Zufall, der solche Männer in Luthers Zeiten stellte, diese gegen die Zeiten des Huß in Vortheil setzen mußte. Die Concilien von Constanz und Basel treten in diese Zwischenzeit. Und vielleicht hat Leo d. Zehnte durch seinen Geschmack und seine Liebe für Wissenschaft seinen Thron mehr untergraben, als er ihn durch seine Wachsamkeit für die Bewahrung desselben befestigte.

Dies führt uns auf das, was die Seele war aller wirkenden Momente: die seit jener Zeit so mächtig vorgeschrittene Cultur der Wissenschaften. Die Zeiten Luthers und Huß — mehr als Ein Jahrhundert scheint zwischen ihnen zu liegen. Zwey Facten, welche in diese Periode fallen, hatten das Wunder gewirkt: der eingeführte Gebrauch der Druckschriften und der Übergang griechischer Cultur in den Westen von Europa, gleichsam der beginnende Übergang der alten Zeit in die neue. Noch ein drittes dürfte man nennen, die geöffneten Wege nach den beyden Indien. Ich will, um mich nicht in das Weite zu verlieren, die wissenschaftliche Cultur der Zeit nur von Einer Seite herausstellen, sofern sie Bildung des Geschmacks ist. Durch das Näbertreten zu dem klassischen Alterthume waren die Gemüther geöffnet worden für den Reiz schöner Formen; der Sinn für Ordnung und Übereinstimmung, für Haltung und Ebenmaaß, für Witz und Laune, war aufgegangen. Die Zeiten sollten sich wiedergebähren, und der Geschmack, ein noch unbekanntes Ge-

schenk der alten Welt an die neue, war eingetreten, eingetreten als der Vermittler zwischen diesen beiden Welten. Er war der Wissenschaft vorausgegangen wie eine schöne Blüthe der Frucht. Der Geschmack fühlt das Wahre, und stößt durch Gefühl das Falsche von sich. Und so muß alles beginnen. Vom Gefühl muß alles ausgehen, was des Geistes Werk und Gewinn ist. Der Mensch fühlt erst das Wahre und Gute, ehe er es erkennt. Das Falsche und Verkehrte widerstrebt erst dem dunklen Gefühle, ehe man einen Grund dieser Verwerfung sich klar macht. Dieses zurückstoßende Gefühl spricht sich durch Spott aus, und lange hat man sich begnügt, des Irrigen als des Ungealteten zu spotten, ehe man es widerlegt, ehe man es nöthig achtet, die Waffen der Begriffe dagegen zu wenden. Und jenes ist die glückliche Vorschlacht, die den Sieg verbürgt. Das Gefühl hat lange schon entschieden, ehe man daran denkt, seine Entscheidungen durch Gründe zu rechtfertigen. Und auch dann behält sich das Gefühl die letzte Instanz, gleichwie die Spekulation immer die Acten vor das Tribunal des gesunden Verstandes bringt, und zu ihm aufschaut wie zur Tagessonne, um sich von ihren Abschweifungen zurück zu finden nach der Heimath. Der Geschmack ist der gesunde Menschenverstand in der Wissenschaft. Erasmus's Salz hatte den Boden bereiten helfen, auf dem Luther glücklich säen konnte, und die Engländer und Franzosen sind durch Wis und Spott die Vorgänger der Reformation nach der Reformation geworden. So ist es immer. Das Gefühl ist die Blüthe, ohne die es keine Frucht giebt, und die Zeit des vorherrschenden Gefühls ist dieses fruchtverheißende Blüthenalter für Menschen und Völker. Die alte Cultur war eine ästhetische, die neue ist eine intellectuelle geworden. Aber sie mußte erst wieder zu jener zurückgehen, bevor sie zu dieser gelangen konnte. Vom Schönen nur geht der Weg zum Wahren und Guten im Entwicklungsgange der Völker wie der Einzelnen.

Und damit wir uns noch in Etwas mit der Staatenvielfeit in Deutschland versöhnen, können wir es wohl verkennen, daß die schnellere Verbreitung und Verallgemeinerung des Geschmacks, so wie der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, eine gute Vorhülfe gehabt hat in dieser Mehrheit der Staaten? Viele Staaten, viele Höfe. Und diese sind die Pfleger des Kunstschönen; nicht bloß die Einladungen für Menschen von Geschmack, auch die Sammelplätze der Kunstwerke und der literarischen Hülfquellen jeder Art. Was die Prunksucht des Weltmanns nur als Verzierung bedarf, — dem Menschen von regem Sinne für

Geistesbildung wird es ein Förderungsmittel gründlicher Studien, und was nur beygeschafft worden, damit es glänze, das kann wohl auch eine brauchbare Münze werden, um das, was nährt und stärkt, dafür einzukaufen.

Und Luther selbst — er hatte einen nicht geringen Antheil an dieser aufblühenden Geschmacksbildung. Dies zeigt seine Liebe für die schöne Kunst und seine nicht gemeine Bekannthschaft damit, dies zeigt sein immer beweglicher Wiß, dies zeigt mehr als alles sein gesunder Sinn, das Gerade seines Urtheils, die justesse d'esprit, die dem geradsinnigen Deutschen gleichwohl so lang ein fremder Name geblieben. Sie hat Lutheru besonders als Theologen einen so hohen Rang gegeben, und ihn als solchen mehr als Andere bewahrt gegen die Gewalt der Zeit. Ob es gleich natürlicherweise eben hier war, wo ihn zuweilen die Geradheit der Natur verließ, und scheinbar mit sich selbst in Widerspruch setzte, so, daß man sagen möchte, er sey am besten Theolog gewesen da, wo er es nicht war. Und daß wir auch über dieses nicht wegsehen! Er hatte die Kunstbewahrende Roma gesehen, er hatte den klassischen Boden nicht bloß studirend betreten. Er war auch sonst viel gereist, und hatte der Menschen Städte und Sitte geschauet, welches dem, der geraden Sinnes ist, desto mehr diese Geradheit bewahrt, und nur da fruchtlos bleibt, wo der Geist schon verschoben ist. Und was ist das Werk, das ihn unter Menschen unsterblich macht, was ist die Reformation anders, als die Wiedereinsetzung des Menschenverstandes in seine verlorne Rechte?

Es würde, wenn es hieher gehörte so tief einzugehen, leicht begreiflich zu machen seyn, daß nur in der Seele des Deutschen die Idee einer solchen Geistesentbindung und Geisteserziehung, wie sie in der Reformation als in ihrem Keime liegt, aufgehen konnte, und daß nur aus der so gerichteten Kraft des Deutschen diese Idee sich dereinst verwirklichen kann. Hieraus würde sich zugleich offenbaren, wie eben das, was den Deutschen über andere Völker erhebt, ihn gegen andere Völker in Nachtheil gesetzt hat, wie seine Fehler nur eben so viele herrliche Tugenden, wie seine Mißgriffe nichts anderes sind, als das Hinausgreifen nach dem, was er in sich selbst trägt.

Das Leben des Deutschen — wenn mit einige Andeutungen erlaubt sind, um doch die deutsch-fühlende Seele nicht bloß zu verwunden — das Leben des Deutschen ist ein ewiges Ringen, ein Kampf des Wirklichen mit dem Ideellen, ein stetes Trachten, das was ist, zu dem zu machen, was seyn soll; ein stetes

Arbeiten, das Innere herauszustellen, das Grobe zu verfeinern, das Gemeine zu veredeln, das Niedre zu erhöhen, das Körperliche anziehen zu lassen das Geistige, und das Endliche hinüber zu führen in das Ewige. Es ist ein edles Gelüsten des Fleisches nach dem Geiste.

Daher schon in der Sprache des Deutschen die weiche Flüssigkeit und Beweglichkeit, das stete Ringen des Worts mit dem Gedanken. Der Deutsche hat weniger als jedes andere Volk die festen allgemein-gangbaren Formen für das, was er ausdrücken will, gleichsam die stehenden Typen des Gedankens. Was das Wort sagt, thut ihm nie genug, das Wort ist ihm nur ein mattes Nachbild, ein trüber Schatten der klaren Lebendigkeit in ihm selbst. Den Andern ist das Wort das reine Schaubild, und überbietet oft den Gedanken; ihm ist das Wort nur die Hieroglyphe des Unnennbaren.

Den Kunst- und Literaturwerken anderer Völker fühlt man die Harmlosigkeit an, womit das wirkliche Leben aufgefaßt wird, und die Ruhe und Gemüthlichkeit dessen, der sich selbst befriedigt. Die Kunst und Literatur des Deutschen schwebt in einem steten Wollen, weil sie viel will, sie schwankt in einem unbefriedigten Versuchen, weil sie viel an sich fodert. Wie in der deutschen Baukunst, die man unrichtig die Gothische nennt, so ist auch in der deutschen Poesie alles romantisch; ein Widerstreit in der gesuchten Einheit, ein Ringen nach Auflösung und Vereinigung, ein Streben, das Endliche zu dem Unendlichen, die Sinnenwelt in die Geisterwelt hinauszuführen. Dort walte die Ruhe des Kindes, welches schwimmt wie ein Fisch in seiner Unbefangenheit; hier ist die Unruhe des erwachenden Jünglings, dem die Welt des Jenseits mit ihren ersten Strahlen in der Brust aufdämmert, dem auch das Bekannteste der wirklichen Welt wie ein Lösung-foderndes Räthsel vor die Seele tritt.

Daher auch in der deutschen Gesetzgebung und Gesetzhabung weniger als sonstwo die Herrschaft des Buchstabens, des Buchstabens, der zwar Ebenmäßigkeit schafft, aber so sehr die Annäherung zum Bessern verschließt. Daher die stete Kluft zwischen Gesetzgebot und Gesetzbefolgung, worüber des Klagens so viel ist. Auch dies ist ein Suchen nach dem Wahren, ein Hinarbeiten nach dem Bessern, eine Huldigung, die man dem Geist und seiner Freiheit bringt.

Vielen Völkern ist der Geist nur ein Schmuck des Leibes; uns ist er seine Seele. Dort sind die lieblichsten Geistesblüthen nur ein spielender Kranz, womit man das sinnliche Leben ver-

herrlicht; hier ist der Geist die Gottheit, der alles gebührt, und die Sinnenwelt ist uns ein weicher Stoff, den wir immer mehr zu erweichen und zu verfeinern trachten, um die Gestaltungen der Ideenwelt in ihm abzudrücken. Der Deutsche möchte überall die Erde zum Himmel hinaufziehen; die Anderen ziehen den Himmel zur Erde herab, oder kennen ihn nicht. Darum versteht der Deutsche die anderen Völker so leicht, und wird selbst von den Anderen so wenig verstanden. Daher des Deutschen Willfährigkeit gegen das Fremde, und der Fremden abstoßender Widerwille gegen das Seine. Der Geist wehet, und Niemand weiß, woher und wohin; wo er nicht wehet, da kann er nicht begriffen werden. Die Kinder des Lichts werden nicht begriffen von den Kindern der Welt, und pflegen leicht von ihnen überlistet, übervorthelt, gemißbraucht zu werden.

Wir dürften wohl sagen, keine andere Nation trage so rein den Stempel des Menschlichen. Daher ist es auch nur der Deutsche, der sich selbst verkennen kann bis zu dem Irrthume, das rein Nationale höher zu stellen, als das rein Menschliche. Und Luther ist der erste Deutsche, der mit Gelingen den Deutschen zurückforderte und zurückgab an seine eigne Natur.

Aber kehren wir zu Luthern selbst zurück, um nun bloß bey ihm und seinem persönlichen Werth zu verweilen! Ich wiederhole es, daß ich ihn sogar für größer achte, als sein Werk, daß ich meine, man bleibt ihm zu viel schuldig, wenn man die Glorie um sein Haupt nur aus dem Lichte webt, das aus seinem Werke uns anstrahlt. Wenn das innere Wesen des Menschen an sich und unmittelbar anschaulich wäre, wenn die Thatenkraft sichtbar seyn könnte ohn' eine That, wenn der Geist des Menschen nicht eines körperlichen Stoffes bedürfte, dem er gleichsam sich ausprägt, um so sich aus dem Unsichtbaren in die Welt der Erscheinungen hinüberzustellen: wir würden bey diesem unmittelbaren Anschau seines Geistes noch mit gleicher Bewunderung, mit gleicher Liebe vor ihm stehen. Und wenn ihm seine That nicht gelungen wäre, dies dürfte unser Urtheil von ihr so wenig herabstimmen, wie die fremden Gestalten, die ihr oft angebildet worden.

Aber ich setze hinzu, wie ich es hent muß, wo man nur gar zu offen ist für sein Lob, heut, wo doch nicht eigentlich Luther, sondern in Luther der Protestantismus gefeyert wird, und eben darum Menschenautorität geschwächt, nicht befestigt werden soll — ich muß hinzusetzen, daß, wenn ich Luthers That getrennt wünsche von ihm selbst, ich zugleich möchte abgesehen

wissen von seinen einzelnen Thathandlungen, von seinen besondern Ansichten, seinen Urtheilen und Verfahrungsweisen im Einzelnen. Dies ist ja so gut des Zufalls und der Zeit, wie des Menschen selbst; und wenn Männer von hohem Geistesrange mit großen Fürsten das Unglück gemein haben, daß sie fälschlich gelobt und zu Mustern einer fehlerhaften Nachahmung gemißbraucht werden, so ist dieses daher, weil man alles, was an ihnen zur Erscheinung kommt, für normal achtet und nicht unterscheidet zwischen den Gegenständen und Mitteln ihres Wirkens, und dem Geiste, aus welchem sie handeln. Auch Luther ist wohl schon zu viel gelobt und fälschlich nachgeahmt worden. Ich will nur von dem sprechen, was gleichsam die Grundlage seines Wesens ausmacht.

Und dieses meine ich in seiner sittlichen Genialität zu finden. Das lebendige Vorschweben eines Geistesbildes, das in die Wirklichkeit treten soll; das klare Durchschauen und kräftige Ergreifen der Sache, welche seyn soll, mit der tiefgefühlten Nothwendigkeit, daß sie sich verwirkliche; die schöpferische Kraft, sie in die Wirklichkeit zu versetzen; mit einem Wort, die Genialität des sittlichen Geistes bezeichnet, dünkt mich, und verknüpft alle Züge seiner Persönlichkeit.

Aus dieser genialen Kraft und Stimmung der Seele floss ihm der lebendige ausdauernde Muth; womit er die furchtbarste Macht der Erde und des Himmels bestürmte, dieses feste, sichere Ruhen auf sich selbst, wenn alles um ihn wogte, alles für ihn zagte; hieraus zugleich die ruhige Selbstverleugnung in seinem physischen Wesen; hieraus der heldenmüthige Sinn, der jenes beides vereinigt. Das lichte Durchschauen des Gewollten machte, daß er nur wenig Schwierigkeit sah, während die lebendig gefühlte Nothwendigkeit der Verwirklichung ihn über alle Widerstände mit Leichtigkeit hinschreiten ließ. Und wo der Mensch in der Sache lebt und für sie, nicht die Sache in ihm und für ihn, da scheut er es wenig, sein leibliches Selbst hinzugeben. Er fühlt sich mehr als Geist, denn als Leib, und setzt sein Einzelwesen hinüber in die allgemeine Natur. »Hier bin ich, so denke ich, ich kann nicht anders!« Dies ist der Spruch des sittlichen Heldenmuthes, dieses Heldenmuthes, der sich selbst nie verliert unter bedrängenden Gefahren, und das wahre Große nie aus sich verliert neben den Bildern menschlicher Macht und Größe; und der gleichwohl sich selbst in seinem irdischen Theile so ganz verliert in die Größe und Macht, mit der das Wahre vor seiner Seele steht. In diesem Worte, dem bezeich-

nendsten, das wir von ihm haben, hat Luther sich selbst vollkommen ausgesprochen wie er war, feststehend im Geist, und hingegeben im Leibe. In diesem Worte verkündigte er zugleich den Geist des wahren Protestantismus, der nur die Gerichtsbarkeit des eignen Gewissens anerkennt, und jedes andere Tribunal, dem wohl der Leib fallen kann, verschmäht, der nicht scheut, was den Leib, nur was die Seele tödtet. Sey es auch, daß über diesem Protestantismus noch ein Schleier hing — wie ein Götterfunke schlug er in diesem Worte aus ihrer Dunkelheit auf.

Es ist derselbe Muth des ihm beywohnenden Kraftgefühls, aus welchem er oft im Angesicht seiner Gegner von seinen Verdiensten sprach. Der Maasstab, welcher gewöhnliche Menschen mißt, kann nicht angelegt werden an die großen. Dort müßte man Vermessenheit nennen, was hier richtige Selbstwürdigung ist. Durfte Scipio sich vor seinen Feinden rühmen, daß er Rom gerettet habe, so durfte auch Luther sagen, daß ein noch mächtigeres Rom durch ihn gestürzt worden. Damit zahlt der verdienstvolle Mann sich selbst einen Theil des Lohns, den die Welt ihm oft schuldig bleibt.

Und dieser männlich gehaltene Muth, durch welchen Luther die Verdienste seiner Kenntnisse und reicher Gelehrsamkeit aufwog, dieser Muth, der ihn handelnd und leidend zum Helden aller Zeiten gemacht hat, steht in keinem Widerspruche mit der dumpfen verschlossenen Ängstlichkeit, von der wir seine Jugend umrungen sehen in den Mauern des Klosters, nicht mit der scheuen Verlegenheit bey seinem ersten Austreten in Worms. Jenes war nicht etwa das Kraftgefühl, das sich gehemmt sieht durch unzerbrechliche Fesseln, es war die sich selbst noch verkennende unentwickelte Kraft, welche über ihren Zweck und Gegenstand selbst noch im Dunkeln ist, die für Furcht hält, was eigentlich Muth ist, und gleichsam sich fürchtet vor dem eigenen Muth. Diese hingegen war bloß die eigene, aber gewöhnliche Furchtsamkeit, welche liegt in der Fremdheit äußerer Gestalten, die fürchtet wo nichts zu fürchten ist, um nicht zu fürchten wo alles zu fürchten ist.

Das innige Zusammengreifen und die gleiche Richtung aller seiner Geschäfte, deren Vielheit schon unsre Bewunderung seyn müßte; — die gehaltene Ruhe, mit der er selbst in den drangvollsten Lagen verrichtete, was sonst nur der Unbefangeneheit einer völlig freyen Seele gelingt, sie zeigt, wie bey ihm alles aus Einem floß, wie alles, was er that, sann und dachte, nur Eins war. Diese selbstständige Gleichheit mit sich kann nur

seyn aus dem hellen Durchschauen und dem sichern Ergreifen und Festhalten dessen, was man als das Nothwendige erkannt hat.

Aus derselbigem Quelle die Lauterkeit seines Gemüths, die Aufrichtigkeit, Einfachheit, Geradheit seines Verfahrens. Sehen wir ihn, wo wir wollen, überall liegt sein Herz vor uns offen, und nie hat er andere Waffen geführt, als die wirklich Waffen sind. Wer nur Eins will, nur das Eine will, was der Menschheit Noth ist, der verschmäht alle Verstellung, alle künstlichen Griffe und Erschleichungen für seine Angelegenheit; und wer dies Eine mit Kraft will, der bedarf nicht dieser Kunstmittel, um es auf krummen Wegen hindurch zu führen. Nur die Ohnmacht findet Ursache, ihre Offenheit zu beklagen, nur der Schwäche ist sie nicht immer eine Tugend. Das Große liebt das Einfache, das Offene, das Gerade, liebt es als sein eigenes Wesen.

Beredsamkeit, die große Kunst der Alten, der Zauber, dem sich alles fügt; die Beredsamkeit, die bey ihm, ob sie sich in Einem Strome ergoß, ob sie mit karger Sprache die Momente heraus hob, hier wie dort immer traf, immer befriedigt den Hörer entließ, immer der Sache ins Herz griff, und ins Herz der Sache hineinstellte — auch sie entsprang ihm aus der Quelle des souverainen, schaffenden Geistes. Kraft und Kunst der Rede ist stets dem genialen Geiste wie eine natürliche Kunst und Waffe bengegeben. Die Klarheit des Gedankens und seine Kraft ist auch die Kraft und Klarheit des Worts. Die Lebendigkeit der Ansichten macht Lebendigkeit der Sprache, und die Neuheit dieser Gestalten erzeugt auch die Neuheit der Sprache. Jeder ideelle Mensch ist zugleich Bildner der Sprache gewesen, und solche Menschen sind es eben, durch die sich die Sprache, immer lebend bewahrt, immer weiter bewegt, und neue Gestalten aus den alten Stoffen hervor bildet. Dieser reiche Sinn, dieser Kraftgebietende Geist hat auch Luther zum Schöpfer der Sprache gemacht. Er hat nebst dem Gefühle des Schickslichen und Naturgemäßen, das dem begünstigten Sohne der Natur immer benwohnt, seine Bibel auch in die Reihe der Kunstwerke gestellt, und ihm den klassischen Stempel gegeben. Dieses hat, wo er lebend erschien, seiner Rede die hinreißende Gewalt verliehen, die auch seiner Feinde Bewunderung war. Dies hat, wo er lehrte, den Sieg der Überzeugung an seine Lippen geheftet; es hat, wo er tröstete, den Heilbalsam in die Wunden gegossen, und wo er aufmunterte, die Flammen der Begeisterung in die

Seelen hinüber strömen und in ihnen die Ahnungen des Himmlischen aufgehen lassen.

Aber es gefestigt sich zu Menschen von hoher Genialität gemeinhin noch eine andere Macht, die ganz eigentlich geschaffen scheint über Menschen zu siegen. Es ist eine unerklärbare Gewalt, die in ihrer Persönlichkeit liegt. Alle Menschen, die viel auf Andere wirkten, Andere mächtig ergriffen und an sich zogen, und so durch wenig nahmhafte Mittel große Wirkungen hervorbrachten, thaten dies immer am meisten durch eine namenlose imponirende Kraft, die sich an ihre Erscheinung anschließt, die Andere etwas sehen, in ihrer Nähe etwas empfinden läßt, was sie sich nicht klar machen können, weil es ihnen neu ist, aber sie bekennen macht, es sey hier anders als irgendwo, und was eben dadurch die Keime noch ganz unbekannter Vorstellungen in ihrer Seele erwachen läßt. Es liegt dies nicht in der Gewalt der Rede, nicht in den Ausstrahlungen ihres Geistes, nicht in den Glammen ihres Muths, nicht in der kindlichen Klarheit ihrer Seele, nicht in der Körper-Schönheit oder Würde; es liegt, — wie viel auch jedes dieser Einzelnen dazu beywirken möge — in etwas Ungemeinen, Unnennbaren, das sie mit einem eignen Zauber wie ein höheres Licht, wie ein Strahl aus fremden Welten umfließt, und das Gepräge ihrer gesammten Persönlichkeit ausmacht.

Dieser Zauber der Person — der die meisten großen Menschen umgiebt, ob er gleich nicht ausschließlich den Großen zugehört — macht, daß der große Mann noch größer erscheint in der Nähe; er macht, daß von ihm aus den feiner fühlenden ein eigneter Geist anweht, ein unbekanntes Gefühl mit hohen Ahnungen ihm das Herz beschleicht; er macht, daß in seiner Nähe scheubetroffen verstummt, wer fern vielleicht schmächte; er macht, daß selbst das mordgedungene Schwert dem Rohen aus der Hand sinkt. Dies ist eigentlich der gute Genius, der dem Menschen zur Seite steht, der mächtigste, beste, der sich ihm beygeben kann, und der eben wegen seiner Unnennbarkeit also benannt worden. Dies ist der Strahlenschmuck, der Moses Haupt umgab; dies ist es, was am See Genesareth auf die schlichten Fischer mit Himmelskraft wirkte, und dort den Sturm beschwor. Dies ist es, was auch Muhammed den Sieg gewann. Ja, ohne eine solche Gewalt, die von der Person ausgeht, könnten wir es glauben, daß der Mann, der in Italien die Wiege seines so bald erloschenen Heldenthums fand, eben dort die ausgehungerten Heere mit hohlen Sprüchen gesättigt, daß er in seiner

Nähe jeden gesunkenen Arm erhoben, jeden gegen ihn selbst erhobenen wieder gesenkt hat?

Dieser glückliche siegreiche Genius war auch Luthers. Wir brauchen es nicht bloß den Dichtern zu glauben. Wer könnte es verkennen in seiner Geschichte?

Und diese imponirende Gewalt der Person, und jene Kraft der Rede, so wie sie aus Muth hervorgeht, so wird sie auch wieder eine neue Quelle und Belebung des Muthes. In jeglichem Menschen wohnt ein instinctartiges Gefühl von dem, was seine starke Seite ist. Wer seiner Persönlichkeit und Gegenwart viel zutrauen darf, der traut ihr auch immer viel zu. Auch in Luther scheint dies ein stets waches Gefühl gewesen zu seyn. Auch hieraus das kühne Selbstvertrauen, die freudige Hoffnung des Gelingens, die das Gelingen selbst ward. In dieser Freude ging er nach Worms, trotz zagender Bitten. In diesem Vertrauen eilte er aus seinem schirmenden Patmos durch die auf-lauernden Gefahren, um mit der erhobenen Hand die Wellen des Fanatismus zu dämpfen.

So stand dieser Mann, der Bogenbeschwichtiger, der Sturm-beschwörer. Er steht noch in seiner Kraft, der glückliche Wiedereroberer des heiligen Palladiums der Menschheit. Er ruhet auf einem Monument, nicht von Steinmassen erschürmt und der Zeit zur Zerstörung hingegeben; er ruht auf einem Denkmal, das selbst mit der Zeit sich mehr befestigt, und mit der Zeit ihn immer höher hinausträgt in die Räume des Lichts. Und mit seinem stolzen Gefühle haucht in die Seele des Deutschen der Gedanke, daß er auch ihm verbrüderet sey.

Doch wir wollen uns nicht verlieren in die Formeln seiner Lobpreisung. Mit dankbarer Freude müssen wir vor seinem Bilde stehen, hören auf die Gedanken und Gefühle, die sein Anschauen weckt.

Was er selbst war, das müssen wir zuerst beachten. Das Menschliche wirkt ja auf Menschen am stärksten. Keine andere Größe begeistert wie die Größe des Menschen. Äußere Werke können unsre Bewunderung ansprechen, aber unser Inneres regt sich nur auf, der Stachel der Nacheiferung wird nur in uns gelegt von dem, was unserer Art ist. Und das Persönliche ist ja in ihm auch das Größere. Der Geist des Protestantismus liegt mehr in ihm selbst, als in seinem Werke. Dies mahnt uns zuförderst: Es genüge uns nicht, fortgerückt zu seyn durch ihn, wie er müssen wir fortgehen. Wir können nicht

thun, was er that, aber wie er können wir thun, in seinem Geiste können und sollen wir handeln.

Sein Muth sey auch der unsrige! Die Zeit bedarf noch immer der Ermannung. Luther in seinem Muth zeigt, daß reiche Kenntniß und Scharfsinn, daß selbst der beste Wille nichts erwirkt, wo nicht die Fackel des Muths das Herz entzündet, und den Arm zu Thaten ausstreckt. Nicht Kopf und Geist nur ist der Mensch, er ist auch Hand und Herz. Nicht genug, daß wir Jugend haben, auch der Muth der Jugend muß da seyn. Sonst sind wir nicht besser, als die Meisten sind. Die Meisten wollen das Gute, und würden es gern unterstützen, wenn es zugleich das Stärkere wäre. Daß es das Stärkere werde, eben dies ist ja die Aufgabe der Jugend, das ist der Kampf, der sich von ihr nicht trennen läßt. Und wo das Schlechte und Verkehrte und Falsche bey seiner Naturwidrigkeit dennoch die stärkere Parthey ist, da ist es nur die Schuld der Furchtsamkeit, die so oft dem guten Willen beywohnt. Der Mangel an Entschlossenheit bleibt der Welt mehr schuldig, als der Mangel an Kraft, und die Furcht ist mehr noch als der böse Wille die Mutter des Bösen. Die Furcht läßt Staaten ohne Schwerdstreich zertrümmern, sie läßt ohne Gegenwehr das Heilige befreheln, das Unveräußerliche ohne Widerstand hinnehmen. Sie würdigt Vernunft und Talente zu elenden Sophisten herab, um sich selbst durch Scheingründe zu täuschen und gegen die Stimme des Gewissens die Pflichtumgehung zu rechtfertigen. Mit dieser Furcht im Herzen können wir nicht vor dem Bilde Luthers stehen. In seiner Kraft treten wir vor, wenn wir es gut meinen, und greifen die Götzen der Zeit an, um dem wahren Gotte zu dienen, der in der Brust aller Menschen wohnt.

Auch sein vielthätiger, beharrlicher Muth sey unser Erbe, der Muth, der das Begonnene nie verläßt, nicht zurücktritt, auch wenn Erschwerungen aus Erschwerungen aufstehen, der im Glauben an die Kraft des Guten und seine Unverlierbarkeit das Ziel verfolgt, auch wenn es weiter und weiter vor dem Auge zurückweicht.

Jedoch auch der gemäßigte, sich selbst beschränkende Thatenmuth steht in ihm da. Er lehrt eine besonnene Schonung des Alten, um das Neue mit Sicherheit hinzustellen. Immer verschlingt ja mit dem Schlechten und Falschen sich auch das Gute und Wahre in seinen Wurzeln, und das Unkraut wird nicht mit Einmal getilgt ohne Verletzung der guten Saat. Hätte Luther zu viel gewollt, er hätte zu wenig vollbracht,

Ih̄ wiederhole es, ihn müssen wir sehen, wie er war und handelte, mehr, als das Werk, das er schuf. Blieben wir beyrn Anschauen der Sache stehen, so könnten wir leicht über dem, was wir haben, vergessen, was wir noch haben sollen; vergessen, daß es auch in der Kirche noch einen Antiprotestantismus giebt, welcher verdrängt werden muß, und daß der protestantische Geist auch herrschen muß außer der Kirche.

Es giebt wenig Gewinn, zu bedenken was wir gewonnen haben, wenn es nicht ist um inne zu werden, was wir noch zu gewinnen haben. Wäre die Sache neu, so möchte es erlaubt seyn, bloß bey dem Gedanken des schon gemachten Gewinns zu verweilen, und es ist der ersten Zeit verzeihlich, wenn sie sich erschöpfte in Lobpreisungen, überzeugt, daß nun das Ganze verschlossen sey, und nichts mehr könne dazu und davon gethan werden. Sie labte sich in der lang entbehrten Sonne, und dachte nicht daran, in dieser Sonne auch eine Pflanzung aufgehen zu lassen. Wir haben schon lange so gestanden. Ein weiter Boden zur Bepflanzung liegt vor uns. Dort sah man nur die nächsten einengenden Berge, und schon ein Hügel in der Nähe verdeckt ja den Berg in der Ferne. Ihn zu eben schien das einzige Nothwendige. Wir stehen auf dieser geebneten Fläche, und andere Berge treten in unsern Gesichtskreis. Wir müssen arbeiten, wie er. Die Gegenstände des Wirkens sind anders geworden, die Mittel anders, die Art des Wirkens bleibt und muß bleiben. Auch kann es nicht darauf ankommen, welches die Dinge waren, an denen er seinen Thatenmuth zeigte, sondern nur auf diesen Thatenmuth selbst. Gleichwie es uns überhaupt nicht darauf ankommt, was Luther im Einzelnen gethan, wie er von jedem geurtheilt, wie er jedes behandelt, und was ihm für das Wahre gegolten; desto mehr aber auf seine Liebe und seinen Eifer für Wahrheit. Sey es doch was es wolle, was ihm das Wahre schien, — nicht seiner Wahrheit sind wir uns schuldig, nur seinem Wahrheitsmuth. Seine Kraft, sein Geist soll uns rüsten, wenn gleich die Rüstung eines Achilles nicht die eines jeden Tapfern seyn kann. Wir haben nicht mehr, wie er selber von sich bekennt, mit Ungeheuern zu kämpfen; wenigstens mit freundlichen; auch unsere Waffen müssen andere seyn. — Und kann es je einem solchen Kampfe gelten? Die Gewohnheit, einer Kirche anzugehören, verlassen; einen Thron, auf tausend Pfeiler gestützt, erschüttern; ein Gewebe zerreißen, das mit tausend Fäden hineinläuft in das Innere der Seele, dies fodert Muth, kostet Thatkraft. Kann je unser Muth eine solche Auf-

gabe haben? Aber diesen Muth, wo er noch gefodert wird, verleugnen hieße Ihn selbst verleugnen. Stehen bleiben wäre zurückgehen, wie in allen menschlichen Dingen. Und ich fürchte, daß sich uns in diesem Pseudoprottestantismus das wiederholt, was dort in der ersten Kirche den Anklägern des Stephanus vorgeworfen ward von diesem wahren Protestanten der Vorzeit. Daß Mose einst aufhören müsse, hat Mose selbst gefodert. Wollen wir Mose festhalten trotz seiner selbst? Dies wäre der ungehorsame Gehorsam, eine Treue, die sehr untreu ist. So denke ich, ich kann nicht anders! In diesem Symbole würde Luther sich selbst in uns wiedererkennen, auch wenn wir gegen ihn aufträten.

Der Protestantismus ist niemals rein vorhanden gewesen. Aber die Keime des falschen, die er in seinem Schooße trug, hat die Zeit mehr entwickelt, eben so, wie sie andererseits eine edlere Gestalt in ihm erzogen hat. War es das sinnliche Princip in Herrschsucht und Eitelkeit; war es das mißverständene Gesetz der Einheit, als das Naturgesetz des Menschengeistes, der nur in ihr seine Ruhe findet? Das eine, oder das andere hat Einheit, Einförmigkeit aufdringen wollen, wo sie nicht seyn kann. Alles vereinigen unter Eine Norm des Glaubens und jede Abweichung ausschließen, das wollten von je her Concilien und Symbole. Aber schon der aus ihren Ausgleichungen immer neu hervorgehende Stoff zu neuen Ausgleichungen hat bewiesen, daß der gesunde Verstand sich sträubt gegen alle solche Gleichförmigkeit, die das Mannichfaltige durch Einheit verdrängen und in die Einheit verschlingen möchte; hat bewiesen, daß die Natur mit ihrem Gesetze der Mannichfaltigkeit stärker ist, als ihr Gegensatz. Die Natur-Einheit ist Einheit in dem Mannichfaltigen, nicht für dasselbe. Eins ist, worin alle Menschen einig seyn können, einig seyn müssen, die unbedingte Nothwendigkeit des sittlichen Handelns. Dies ist das Gesetz, das in allen liegend des Menschen Wesen ausmacht. Dies ist es, wodurch ein Jeder Mensch ist, der es ist. Es ist gleichsam der allgemeine Typus der Menschengestalt bey aller Verschiedenheit der Züge und Formen im Einzelnen. So bin ich, ich kann nicht anders seyn! so sagt der intellectuelle Mensch in seinem Denk- und Wahrnehmungsgesetze; so sagt der moralische in seinem Sitten-Gesetze. Es ist die Gesundheit des Geistes, sittlich zu wollen, wie es die Gesundheit des Auges und Ohrs ist, jegliches gerade so zu sehen und zu hören. Dieses allgemeine und gleiche sittliche Wesen in uns — gleichsam der Sinn und das Sinnor-

gan für eine Welt außer den Sinnen — ist der Geist in der Schrift. Der Geist ist Einer, die Geister sind verschieden. Die Ansichten, Urtheile, die Wege das Wahre zu forschen, und die Mittel das Gute zu üben, sind mannichfaltig, und müssen es seyn wie es die Natur selber ist. Geister können sich unter Geister nicht beugen. So bin ich, ich kann nicht anders seyn! Dies ist auch die Sprache des Einzelnen in seiner bestimmten Individualität. Es giebt ferner eine Einheit des Denkens, welche will, daß der Mensch mit sich selbst einig sey, und Eins in sich, nicht ein Getheiltes, Ungleichartiges, welche will, daß er sein Höchstes und Tiefstes, sein Inneres und Äußeres, in Einklang setze, daß er seine Gedanken in Frieden, und diese wieder mit seinem Thun in ein harmonisches Ganze zusammenstelle. Und von wem mehr als von Luther dürfen wir sagen, daß sein gesamtes Wesen nur Eins, und gleichsam aus Einem Gusse war? Allein diese Einheit ist die eines Jeden für sich, nicht Aller. So wie die physische Natur nicht allen ihren Erzeugnissen gleiche Formen ausprägt, aber in jedem etwas Gemeinsames festhält, wodurch es einer Gattung angehört, eben so muß auch die sittliche Natur — und überall ist ja die Natur die Eine und Untheilbare — darüber mit sich einig seyn, daß sie in der Einheit des Geistes nicht die Einheit der Geister fodere. Dann hört zwar der Streit nicht auf, aber er soll auch nicht aufhören. Er ist die Schärfung der Werkzeuge für alles, was im weiten Gebiete des Geistes liegt. Sogar um über sittliche Dinge streiten zu können, müssen die Streiter auf Einem Boden zusammenstehen, auf dem Boden des allgemeinen Sittlichen. Aber die Tendenz des Streits sey nie, Gleichheit zu erwirken, Einförmigkeit aufzudringen. Luther hat ihn nie gescheut als Enthüllung des Wahren und Verfechtung des Guten, wohl aber hat er ihn gescheut als Entzweiung der Gemüther, als Vernichtung des Guten, das er bauen wollte. Und wie friedlich in der gleichen Liebe des Wahren stand er neben den aller verschiedensten Naturen!

So muß die protestantische Kirche zuerst darüber mit sich einig seyn, die Gleichheit der Formen nicht aufzunöthigen. Der Vorwurf der Gegenparthey, daß wir die Glaubenseinheit nicht haben, wäre dann ein Vorwurf, wenn wir sie hätten, zu haben trachteten, zu haben nothwendig meinten. Die Freiheit des Geistes und Gewissens, deren wir uns rühmen — sie ist ja eben das Anerkennen und Zugestehen dieser Verschiedenheit. Und diese ist es, die wir zu bewahren haben als die Bürgschaft, nicht

wieder in das Alte, dem wir uns entzogen, zurückzufallen. Darum hat auch die protestantische Welt nie gewußt von Religions-Verfolgungen. Inquisition ist ihre Antipodin. Und wenn sie sie aufnahm, so war sie selbst nicht protestantisch mehr. Aber daß wir auch nicht mehr sprechen von Duldung! Soll die Rose neben sich nur die Lilie dulden? Soll der Ulmbaum die Rebe nur großmüthig ertragen, und ihr mitleidig verzeihen, daß sie nicht Ulme ist?

Die Heerde der Meinungen, Erklärungsweisen, Systemsformen und Ausübungsarten unter Einem Hirten, die sittliche Wahrheit, stellen, dies ist es; nicht, daß die Heerde aufhöre in dem Hirten, und selbst der Hirte werde.

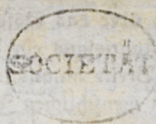
Aber es giebt auch einen Protestantismus außer der Kirche. Und auch auf jeden Boden außer ihr die Fahne des Protestantismus hinzupflanzen, mahnt uns der Geist Luthers. Wie er müssen wir entgegenstreben aller Willkür, wo sie sich finde, aller Menschen-Auctorität und allen Mächtsprüchen, allem widerrechtlichen Zwange und allen angemachten Rechten, sey es der Geburt und der zufälligen äußern Größe, sey es der sinnlichen Natur innerhalb unsrer selbst. Es ist der Protestantismus gegen jedes, was die Kraft des Geistes bindet und seine Entwicklung hemmt, gegen alles, was die Kraft des Herzens schwächt und die Sitten vergiftet. Es ist der Ankampf gegen alle Störungen des Rechts, auf eignem Wege das Wahre zu suchen und das Gute zu üben, und sittliche Wirksamkeit als des Menschen innerstes, unverlegbares Eigenthum unverlegt zu bewahren. Ein Recht, welches nichts anders ist, als die Pflicht, Gott und die Menschheit zu ehren, an uns nicht zu freveln, und das Göttliche in uns nicht auslöschen zu lassen. Dieser Protestantismus ist es, der die Despotie und Versklavungsjucht im Glauben und Wissen bricht; der die Pfafferey bekriegt, wenn sie der Menge ihre Götzen hinstellt, ihre Truggebilde für Gottes Gebot ausbärdet, und Eigennuz und Ruhm- und Nachsucht für Stimme des Gewissens aufsedet; der die Niethlingschaft in der Pflicht an ihren eignen Lohn weist; der die stolze Dummheit beschämt, die Frömmelery und Scheinheiligkeit entlarvt, und die hochmüthige Demuth unter wahren Stolz beugt; der das schlaue Gewebe der Arglist und Chikane zerreißt und diese Unholde sich in ihren eignen Netzen fangen läßt; der die Barbarey und Pedanterey und das Geist-erdrückende Regelwerk aus den Wissenschaften und Künsten hinausweist, und im geselligen Leben so wie in der Wissenschaft die leeren Formen zerbricht und alle Schale,
die

die sich für Kern verkauft; er ist es, der das Urtheil über die Werke der Menschen losreißt von dem Vorurtheile für und wider ihre Person, und das Gute gut, das Schlechte schlecht nennt, an wem es sich finde; er ist es, der die öffentliche Meinung rein und in Kraft bewahrt, und das Tribunal der Menschheit in seiner Obergewalt zu schützen trachtet; Kurz, er ist die stete Schutzwache gegen alle Ungebühr und Befrevlung; eine stets bewaffnete Macht gegen die Macht des Bösen und gegen bloße Macht. Und welcher ein heiterer Gedanke ist ein Bund der Guten für das Gute, eine allgemeine unsichtbare Kirche auch außerhalb der Kirche, ein Bestreben, das ungesehen sich unter allen Himmelsstrichen entgegenkommt, um dem Guten die Überlegenheit zu gewinnen über das Böse!

Aber wenn der Protestantismus ein Baum ist, der tausend Zweige in das Hohe und Breite hinausstreckt, — seine Wurzeln schlägt er in das Tiefe des menschlichen Innern hinein. Es giebt auch einen Protestantismus gegen uns selbst. In uns muß er zuerst begründet werden. In unserm eignen Ich wachet der Feind, und das böse Princip hat seine Kampfgenossen in unsrer Selbstsucht, in unsrer Eitelkeit, in unsrer Bequemlichkeit und Trägheit, in unsern Launen und gleichgültig-scheinenden Gewohnheiten, sogar oft in unsrer Güte, unsrer Nachsicht, unsrer Bescheidenheit. Der Protestant ist der Selbstverleugner in seinen natürlichen Fehlern, ob sie diese Gestalt tragen, oder ob sie sich in Tugenden kleiden; er ist der Verächter aller Genüsse, aller Lebensvorthelle, sobald er sie mit der Beugung seiner freygebornen Seele erkaufen muß. Ohne seine Kraft in sich zu verschließen, ohne sie an das augenscheinlich Unmögliche zu verschwenden, thut er unverrückt das Gute, auch wenn es nicht lohnt, auch wenn es verkannt wird, auch auf die Gefahr hin, daß es vereitelt werde. Er hat Andern gezeigt, wie sie seyn müssen, er hat die Schuld an sich selbst und an die Menschheit geleistet. Ja, er hat ihr damit ein Depositum hingegeben, das die günstigere Zukunft in ein zinsentragendes Capital verwandeln wird. Aber dann muß er zugleich über die Folgen für sein äußeres Wohl ganz mit sich abgefunden seyn und stets bereit, für Wahrheit und Recht auch den unentbehrlichsten Freund, den besten Beschützer, das süßeste Lebensgut, auch das Leben aufzugeben; bereit auch den Ruhm aufzugeben, der solche Verleugnungsheelden gern begleitet, den Ruhm, für den man auch das Leben gern hingiebt. Ohne diesen Verleugnungsmuth ist sein Wirken stets gelähmt und seine Freyheit gebunden.

Und könnte noch gefragt werden, ob dieser Protestantismus nothwendig sey, ob sein Geist auch der Geist jedes Menschen, jedes Christen, seyn müsse? Kann man fragen, ob die Thorheit sich auslehnen dürfe gegen den Verstand, ob die Finsterniß stehen solle über das Licht, ob das Vergängliche verschlingen solle das Unvergängliche, ob das Zeitliche mehr sey als das Ewige, der Staub mehr als der Geist? Darf man fragen, ob das Gute gut, ob das Böse auch böß sey?

Noch sind wir nicht am Ziele, nur im Anfang der Laufbahn. Die Erndte ist groß; der Werkzeuge sind viele. Mögen auch der Arbeiter viele seyn!



herrlich; hier ist der Geist die Gottheit
 die Sinnenwelt ist uns ein weicher Stoß
 zu erweichen und zu verfeinern trachten
 der Ideenwelt in ihm abzudrücken. De-
 all die Erde zum Himmel hinaufziehen;
 Himmel zur Erde herab, oder kennen
 stehe der Deutsche die anderen Völker so
 von den Anderen so wenig verstanden
 Willfährigkeit gegen das Fremde, und
 Widerwilligkeit gegen das Seine. Der Gei-
 weiß wohin; wo er nicht
 Die Kinder des Lichts
 Welt, und pflegen
 schließt zu wei-
 gen, keine and-
 icken. Dage-
 kennen kan-
 stellen, a-
 , der
 in sei-
 st d-
 guli-
 die Lichte
 das innere
 schaulich wäre
 ohn' eine That, w-
 körperlichen Stoffes bed-
 um so sich aus dem Unsi-
 gen hinüberzustellen: wie wür-
 Anschau seines Geistes noch mit
 ht gleicher Liebe vor ihm stehen. Un-
 nicht gelungen wäre, dies dürfte unser
 herabstimmen, wie die fremden Gestalten
 worden.

Aber ich setze hinzu, wie ich es h-
 gar zu offen ist für sein Lob, heut, wo
 ther, sondern in Luther der Protestantie
 eben darum Menschenautorität geschwä-
 den soll — ich muß hinzusetzen, daß
 getrennt wünsche von ihm selbst, ich zu-

